

Fünftes Buch.

Auch der diesjährige Feldzug der Allirten gegen die Franzosen war sehr merkwürdig. Schon im Anfange des Jahres wurde Richelieu zurückberufen, und mußte das Ober-Commando der Französischen Truppen dem Grafen von Clermont abtreten, der ein Geistlicher war, und nie eine Armee, selbst nicht einmal bei einer Musterung, versammelt gesehen hatte. Vor Richelieu's Abreise aber erhielt Halberstadt von den Franzosen noch einen sehr bösen Besuch. Dieser Heerführer hatte die Stadt und das ganze Fürstenthum am Tage nach der Rossbacher Schlacht verlassen, nachdem er in dieser aus zehn Städten und hundert Dörfern bestehenden Provinz innerhalb sechs Wochen über anderthalb Millionen Reichsthaler erpreßt hatte. Er allein hatte für Saube-Garden, oder Schutzbriefe, 40,000 Reichsthaler erhalten. Eine Summe von 200,000 Reichthalern war noch von der versprochenen Brandschatzung unbezahlt geblieben; da sich nun 3000 Mann Preussischer Truppen im Lande befanden, so verweigerten die ohnehin ganz entkäfteten Halberstädter auf Befehl ihres Königs diesen Rest. Richelieu beschloß, sie dafür zu bestrafen. Ein 12,000 Mann starkes, im Braunschweigischen postirtes, Corps rückte unter Anführung des Marquis von Boyer im Januar auf Halberstadt los. Man wollte die hier befindlichen Preußen aufheben, die sich aber ohne Verlust zurückzogen. Nun wurden die Erpressungen mit verdoppelter Härte erneuert, und mit der Drohung, daß diejenigen Häuser, worin man bei der Durchsuchung mehr als vier Reichsthaler an Geld, und mehr als drei Scheffel Getreide antreffen würde, geplündert und angezündet werden sollten; dabei wurden die Pechkränze in Bereitschaft gehalten. Durch diese Drohung vermocht brachten die Einwohner 4000 Scheffel Getreide, und 121,000 Reichsthaler an Geld und Silberzeug zusammen, die Armen mit Thranen zu sechzehn und acht Groschen; für das übrige gaben sie Wechsel. Dennoch geschah die militairische Durchsuchung der Häuser, wobei man schrecklich plünderte. Nun wurden die Stadthore verbrannt, die Pfeiler abgeworfen, und die Mauern niedgerissen. Das letzte Verlangen dieser

Feinde war, daß die Einwohner von Halberstadt sich anheischig machen sollten, jedesmal, wenn Preussische Truppen in ihre Stadt einrückten würden, als Strafe dafür 100,000 Reichsthaler zu bezahlen. Die Abgeordneten weigerten sich jedoch standhaft, diese unverschämte Forderung einzugehn. Endlich zogen die Franzosen ab, und nahmen sechs Geiseln mit sich.

Die Besitznehmung der großen Deutschen Reichsstädte war besonders das Augenmerk der Französischen Befehlshaber. Schon im vorigen Jahre hatten sie sich gleich bei ihrem Einmarsch in Deutschland der Reichsstadt Cöln bemächtigt, unter dem Vorwand, daß der König von Frankreich Bürgen des Westphälischen Friedens wäre. Die Reichsstadt Bremen hatte im August 1757 ein gleiches Schicksal, wovon die hier für Rechnung des Königs von England befindlichen Magazine mit Kriegsbedürfnissen als Ursache angegeben wurden. Man versprach dabei, nichts weder in der Regierung, noch in den Gesetzen der Stadt zu ändern, und drohte im Widersetzungsfall mit Gewalt. Die Einwohner nothgedrungen bewilligten das Ansuchen, und der General, Marquis von Armentieres, nahm sofort Besitz von der Stadt, der er durch edelmüthiges Betragen und gute Mannszucht das Unangenehme ihrer Lage sehr milderte. Der Aufenthalt der Franzosen allhier war jedoch diesmal nur von kurzer Dauer; denn vierzehn Tage nachher verließen sie Bremen wieder. Nach vier Monaten aber, noch vor Eröffnung des Feldzugs, erneuerten sie diesen Entwurf der Besitznehmung, da sie von einer ähnlichen Absicht des Herzogs Ferdinand von Braunschweig hörten. Es zeigten sich jedoch einige Schwierigkeiten bei der Ausführung; denn der Pöbel umringte das Rathhaus mit großem Tumult, und bedrohte den versammelten Magistrat, falls man die Franzosen einlassen würde. Das Volk wollte keine Vorstellungen anhören, und der Französische Befehlshaber keinert Aufschub gestatten. Er ließ die Kanonen auführen, und seine Truppen mußten sich dem Wall mit Sturmleitern nähern. Man säumte nun nicht, mit diesem Befehlshaber, Herzog von Broglie, eine Capitulation zu schließen, die für die Stadt gar nicht demüthigend war. Er bewilligte alles, was der Magistrat forderte. Das Volk war dennoch mit

dieser Maaßregel höchst unzufrieden, besonders da die Nachricht kam, daß 3000 Hannoveraner im Anzuge wären. Der Pöbel rottete sich nun zusammen, bewaffnete sich mit Beilen und andern Instrumenten, und wollte das Zeughaus aufsprengen, um sich mit Waffen zu versehen, und die schon anrückenden Franzosen wieder herauszutreiben. Es kam auch zu Thätlichkeiten, wobei mehrere Einwohner erschossen und verwundet wurden; und nun hatte der Tumult ein Ende. Mit der Besiznahme dieser Stadt wurden die Operationen unter dem Befehl des Marschalls von Richelieu beschlossen, der nun nach Paris ging, um auf seinen Lorbeeren auszuruhen.

Der neue Feldherr Clermont traf die ihm anvertrauten Truppen in dem elendesten Zustande an. Er machte daher seinem Könige folgenden sonderbaren Bericht: „Ich habe „Ew. Majestät Armeé in drei sehr verschiedene Haufen abgetheilt gefunden. Der eine ist über der Erde, aus Dieben „und Marodeurs zusammengesetzt, und in Lumpen geküllt; „der zweite Haufen ist unter der Erde, und der dritte in den „Hospitälern.“ Er wünschte daher Verhaltungsbefehle, ob er den ersten zurückführen, oder so lange verziehen sollte, bis er mit den beiden andern Haufen vereinigt wäre.

Der Herzog Ferdinand gab ihm keine Zeit, seine Lage zu bessern. Er eröffnete den Feldzug schon im Februart, machte sich Meister von der Weser, und rückte auf Hannover los. Wo sich nur seine Vorposten zeigten, floh der Feind, und zwar so übereilt, daß alle Kranke, so wie eine Menge Geschütz und Bagage, zurückblieben. Selbst die in so vieler Rücksicht wichtige Stadt Bremen, wo St. Germain commandirte, wurde abermals von den Franzosen verlassen, desgleichen Lippstadt, Hamun, Münster und andere wichtige Plätze. Nur allein in Hoya an der Weser behauptete der Graf Chabot seinen Posten, bis ihn der Erbprinz, nachmaliger Herzog von Braunschweig, nach einem lebhaften Widerstande vertrieb, und 1500 Gefangene machte. Dies waren die Erstlinge jener Thaten, die diesem jungen Prinzen in kurzer Zeit einen Rang unter den größten Feldherren unsers Zeitalters erwarben, vom Schicksal bestimmt, Draniens Rächer zu seyn, und fast ohne Schwerdtstreich das stolze Holland zu demüthigen.

Die Einnahme von Hoya bahnte den Weg nach Zella, Hannover und Braunschweig. Die leichten Truppen der Allirten trieben alles vor sich her. In dieser Besetzung, wo die Franzosen allenthalben in der größten Unordnung sich zu retten suchten, wurden viele hunderte von ihnen Opfer der durch so mancherlei Gewaltthätigkeiten wüthend gemachten Hannöverschen Bauern. In einem Zeitraum von acht Tagen war ganz Hannover von den Feinden geräumt, die unaufhaltbar nach dem Rhein zogen, und alle ihre Magazine in Stich ließen. Diejenigen, die sie nicht Zeit hatten zu zerstören, fielen den Siegern in die Hände. Um diesen so verwirrten Rückzug zu sichern, opferte Clermont 4000 Mann auf, die er in Minden zurückließ. Dieser Ort wurde nun förmlich belagert. Der Commandant, Marquis von Morangis, verlangte nach fünf Tagen einen freien Abzug, und da man dies nicht bewilligte, so drohte er, die Weserbrücke zu sprengen, die Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln, und sich nebst seiner Garnison unter den Ruinen zu begraben. Allein es blieb bei diesen Drohungen, die von den Belagerern verspottet wurden. Morangis änderte nun geschwind seinen Entschluß; denn schon am nächstfolgenden Tage geschah die Uebergabe des Orts, wobei man die noch aus 3500 Mann bestehende Besatzung zu Gefangenen machte, und ein großes Magazin erbeutete. In Hessen war nur Marburg allein noch in Französischen Händen. Der Erbprinz von Braunschweig aber vertrieb sie auch hieraus, so daß sich jetzt in ganz Niedersachsen und Westphalen kein Feind mehr befand. Erst in Wesel machten die Franzosen Halt, nachdem von ihnen 11,000 Mann auf dieser Kriegsjagd in die Hände der Allirten gerathen waren. In dieser Preussischen Festung nahm der Französische Feldherr das Hauptquartier, und sandte den größten Theil seiner Truppen über den Rhein.

Ferdinand hatte Mangel an Cavallerie. Einige Regimenter Hannöverscher und Hessischer Reiterei, und einige tausend Preussische Dragoner und Husaren, die sich bei seiner Armee befanden, waren zu dem großen Dienst im Felde nicht hinreichend. Das Britische Parlament beschloß daher Cavallerie nach Deutschland zu senden, und auch mit Englischer

Infanterie Ferdinands Heer zu verstärken. Embden war dazu der bequemste Landungsplatz. Dieser Ort war aber in den Händen der Franzosen; sie hatten ihn wegen des Hafens zu einem Waffenplatz und zum Hauptmagazin bestimmt, und ihn mit 3800 Mann besetzt. Auch dieser Entwurf wurde vernichtet. Zwei Englische Kriegsschiffe erschienen, und blockirten den Hafen. Ein Schrecken überfiel die Besatzung; sie fürchtete zu Wasser und zu Lande zugleich angegriffen und abgeschnitten zu werden. Nichts blieb übrig als ein Abzug, der auch gleich unternommen wurde. Dieser aber geschah mit großem Verlust. Die bewaffneten Bände der Engländer, die Preussischen Husaren, die Hannoverschen Jäger, alles wetteiferte in Thätigkeit. Viele von diesen abziehenden Franzosen wurden getödtet, und noch mehrere gefangen genommen; dabei wurden alle Verwundete und Kranke ihrem Schicksal überlassen. Man erbeutete eine Menge Bagage, Munition und große Magazine; auch die mitgenommenen Geiseln wurden befreit. Bei dieser übereilten Flucht vergaßen die Franzosen die Besatzung der Bechte, eines benachbarten Forts, abzurufen, die sich gleich darauf mit einem Zug von hundert Stücken Geschütz zu Kriegsgefangenen ergab.

Alle kriegsführende Heere, der Preußen, der Oesterreicher, der Russen, Schweden und Reichsrydler, lagen noch in ihren Winterquartieren, als im Monat März diese große unerwartete Revolution vorging, wo die siegtrunkenen Französischen Armeen wie das Wildpret in den beschneieten Wäldern gejagt; ganz Nord-Deutschland von ihnen gereinigt, und die Kriegsscene völlig geändert wurde. Bloß Wesel war noch in ihren Händen. Diesen Ort zu erobern, und sie vollends über den Rhein zu treiben, war Ferdinands Entwurf. Erst aber bezog er mit seiner Armee in Westphalen die Winterquartiere, und erwartete die Britische Cavallerie.

Die Französische Nation, die noch die Schande des Rossbacher Tages nicht vergessen hatte, war durch diesen neuen höchst unerwarteten Auftritt aufs tiefste gebeugt. Ein großes Heer Franzosen auf der Flucht vor einer Hand voll Deutschen, die in Eil zusammengezogen waren, und denen es sogar an Reiterei fehlte, und überdies vor eben den überwundenen Deutschen, über die sie wenig Monate zuvor den

Stad gebrochen, die sie mit Verachtung und Spott behandelt, in einen Landwinkel eingezwängt, und genöthigt hatten, ihre Rettung in einer erniedrigenden Capitulation zu suchen: dies war mehr als der Gallische Stolz ertragen konnte. Man glaubte schon den unternehmenden Ferdinand über den Rhein, im Herzen Frankreichs, ja vor den Thoren von Paris zu sehen. Diese Begebenheit schien den Preussischen Gegnern so außerordentlich, daß selbst die Höfe von Wien und Petersburg ein Verständniß zwischen Frankreich und Preußen muthmaßten, und nur mit vieler Mühe gelang es den Franzosen, diesen Verdacht zu vernichten. Der Hof von Versailles zeigte bald seinen Ernst. Es wurden die lebhaftesten Maaßregeln genommen, und alle Truppen aus den innersten Theilen des Königreichs in Bewegung gesetzt. Diese mußten in größter Eil die Armee am Rhein verstärken; die Gränz-Festungen wurden schleunig in besten Vertheidigungsstand gesetzt, und um den Muth der Nation zu beleben, die jetzt mehr Frieden als Krieg wünschte, ward das Gerücht verbreitet, daß nächstens durch Spaniens Vermittelung der Friede erfolgen würde.

Der Herzog von Belleisle, der jetzt in Versailles das Wort führte, wandte seine Aufmerksamkeit auf die Quelle der Mißbräuche. Er machte Verordnungen, deren Nothwendigkeit, besonders in Kriegszeiten, bei allen disciplinirten Armeen Verwunderung erregen mußte. Es hieß: daß die Hälfte der Officiere bei ihren Regimentern bleiben sollten; ferner, daß die Officiere sich nicht ohne Urlaub von der Armee entfernen sollten; geschähe es, so wurde ihnen jetzt dafür die Strafe zuerkannt, ihre Besoldung zu verlieren. Auch schickte Belleisle eine Anzahl Officiere nach der Bastille, und schrieb Briefe an alle Regiments-Befehlshaber bei den Französischen Armeen voll strenger Befehle und Drohungen. Diese wurden jedoch wenig geachtet. Das Uebel hatte tiefe Wurzel geschlagen, und ohne eine völlige Umschmelzung der ganzen Militair-Verfassung der Franzosen war es nicht zu hemmen. Es herrschten bei ihren Heeren auf Märschen, in Lägern, ja selbst auf dem Schlachtfelde keine Subordination, keine Disciplin, keine Ordnung; dagegen desto mehr barbarische Gebräuche, willkührliche Gesetze und Ausschweifungen. Man fand alles in den Französischen Lägern, was nur der

Lugus in den glänzendsten Königsstädten zur Schau auskrämen kann. Alle und jede Bedürfnisse, von den einfachsten bis zu den künstlichsten, waren hier vorhanden. Krämladen ohne Zahl, ganze Magazine von seidnen Stoffen, Galanterie-Waaren, wohlriechenden Essenzen, Sonnenschirmen, Haarbeutel und Schminkeboxen. Einst befanden sich bei der Armee des Prinzen Soubise 12,000 Wagen, die Krämer und Marktendern gehdrt, ohne den Troß der Officiere zu rechnen; die Armee selbst war damals nicht über 50,000 Mann stark. Bei der Garde du Corps hatte die aus 139 Reitern bestehende Schwadron des Herzogs von Villeroy allein 1200 Pferde in ihrem Gefolge. Ein kleiner Theil derselben diente zum Reiten, die übrigen mußten Wagen schleppen. Diese ungeheure Menge Fuhrwerk erschwerte die Subsistenz der Truppen außerordentlich, vermehrte die Unordnung in Lägern und auf Märschen, und hemmte die Bewegungen der Heere. Man gab Välle im Lager, und nicht selten verließ der Französische Officier seine Feldwacht, um in der Nähe eine Meuet zu tanzen. Man spottete über die Befehle der Heerführer, und gehorchte ihnen nur, wenn man es bequem fand.

Diese Französische Sinnes- und Handlungsart, die auf so mancherlei Weise mit den Deutschen militairischen Gebräuchen und Grundsätzen contrastirte, erzeugte bei den Deutschen Truppen eine Verachtung gegen die Franzosen, die weder der dieser Nation eigene Muth, noch ihr thätiger Ehrgeiz zu schwächen vermochte. Hiezu kamen die großen Vorfälle. Kaum zeigt sich Friedrich den Franzosen, so gewinnt er einen glänzenden Sieg, und zwar auf die leichteste Weise. Ferdinand zieht zerstreute Truppen mitten im Winter zusammen, und jagt die siegträumenden Franzosen in wenig Wochen fast ohne Schwerdtstreich bis an den Rhein. Der zweimal so starke Feind flieht allenthalben, giebt seine Magazine preis, und denkt bloß auf Rettung des Lebens. In der That war der Zustand dieser Truppen, da sie am Rhein anlangten, bedauernswürdig; es war ein colossales Bild des menschlichen Elends: abgemattet, abgehungert und abgerissen. Die nothwendigsten Bedürfnisse, die mannigfaltigen Kauf-Artikel ihrer Marktender und Krämer, waren eine Beute von Ferdinands leichten Truppen geworden. Es fehlte den

Franzosen an Brod, und was ihnen fast eben so schrecklich war, an Haarpuder. Die Lustigkeit verließ sie jedoch nicht; sie sangen, sie hüpfen, und erschienen auf ihren Märschen in komischen Aufzügen. Man gestattete ihnen Freiheiten, die man bei andern Truppen für unanständig gehalten hätte. Oft setzten sie auf dem Marsch die Brode auf die Spitzen ihrer Bajonette, und trugen sie hoch in der Luft; das Fleisch hingen sie an das Gefäß ihres Degens. Viele von den gemeinen Soldaten hatten keine Strümpfe, daher die Beine bloß mit den Stiefeletten bedeckt waren. Papierne Manschetten waren bei ihnen nichts ungewöhnliches. Bei keiner Armee herrschte solche Fröhlichkeit, die sowohl auf Märschen als im Lager, bei Tag und bei Nacht, bei guten und üblen Vorfällen, ununterbrochen fort dauerte.

Alle diese Dinge vermehrten die Verachtung bei den Deutschen Kriegern, die nie gegen ein wahrhaft tapfres Volk größer gewesen ist. Man verbarg sie nicht einmal in den nachtheiligsten Lagen. Hier ist davon ein sonderbares Beispiel: Ein Preussischer Husar wurde von den Franzosen gefangen, und ins Hauptquartier gebracht. Clermont selbst wollte ihn sprechen; denn die Gefangennehmung eines Preussischen Husaren war hier ein seltner Vorfall. Dieser Krieger gehörte zu dem schwarzen Regiment. Ein jeder Reiter desselben, seinen Leib in Kleidungsstücke gehüllt in der Farbe des Trauerns, trug überdies einen Todtenkopf, das Sinnbild der Verwesung, an der Stirn; er war ein lebendiges memento mori; und schon der bloße Anblick eines solchen Todes-Predigers mit einem scharfen Säbel in der Faust, um dem Sittenspruch den stärksten Nachdruck zu geben, stieß Schrecken ein; auch waren diese schwarzen Husaren den tapfersten Regimentern des Französischen Heeres fürchtbar. Man hatte die Sage verbreitet, daß sie bei Widersehung nie Pardon gäben, und die Husaren bestätigten dies Gerücht, um desto leichter zu siegen. Es wirkte auch über allen Glauben. Ganze Schaaren flohen vor wenigen Husaren, und nicht selten brachten einzelne dieser schwarzen Reiter ganze Trupps von Gefangenen ins Lager der Allirten.

Die Unterredung des Französischen Feldherrn mit dem gefangenen Husaren geschah durch Dolmetscher. Auf die

Frage, wo Ferdinand sich gelagert hätte, war die Antwort: „Da, wo ihr ihn nicht angreifen werdet.“ Man fragte ihn, wie stark die Armee seines Königs sey? er antwortete: sie müßten sie auffuchen und zählen, wenn sie Muth genug dazu hätten. Clermont hielt sich durch diese Kühnheit nicht beleidigt. Sie gefiel ihm vielmehr, und veranlaßte ihn, den Husaren zu fragen: ob sein König viel solcher Soldaten hätte, wie er? Der Mann mit dem Todtenkopf antwortete: „Ich gehöre zu den schlechtesten, sonst wäre ich jetzt nicht euer Gefangener.“ Eine solche Sinnesart außerhalb Frankreich zu finden, war den Franzosen ein Räthsel. Man entließ den Husaren, und Clermont schenkte ihm einen Louisd'or. Der Preuße nahm ihn an, allein obgleich ausgeplündert und ohne einen Heller im Besitz, gab er im Angesicht des Feldherrn das Goldstück einem Französischen Soldaten, mit der Erklärung, daß er von den Feinden seines Volks keine Geschenke annehmen wollte. Man trug ihm Dienste und eine Officierstelle an; er aber antwortete mit Hohngelächter, daß er ein Preuße sey.

Wir nehmen nun den Faden der Geschichte wieder auf. Sobald die Truppen in den kurzen Winterquartieren sich wieder erholt hatten, eröffnete Ferdinand den Feldzug mit dem kühnen Entwurf, den Krieg, wo nicht in Frankreich selbst, doch an die Gränzen dieses Reichs hinzuspielen. Da aber die Französische Armee an den Ufern des Rheins, und zum Theil vortheilhaft, postirt war, und der Deutsche Feldherr auch keine Pontons hatte, so zeigte ein Uebergang über diesen großen Fluß außerordentliche Schwierigkeiten. Sie wurden jedoch durch vortrefliche Maafregeln überwunden, und den Isen Junius in der Nacht ging die alliirte Armee theils in Fahrzeugen, die man von den Holländern gemietbet, und zu einer Schiffbrücke gemacht hatte, theils in flachen Wäden unweit Cleve glücklich über den Rhein. Der dadurch einigen Holländischen Ländereien zugefügte Schade wurde den Eigenthümern mit 4000 Gulden vergütet. Ferdinand wünschte sehnlich eine Schlacht; Clermont aber vermied sie sorgfältig, und hatte sich mit seiner weit stärkern Armee bei Rheinfelden bis an die Zähne verschanzt. Ihn dort anzugreifen, war Verwegenheit. Nichts blieb übrig, als ihn weg

zu mandyren. Dies gelang seinem Kriegsvverständigen Gerner, und in vierzehn Tagen nach dem Uebergang über den Rhein sah man die Französische Armee in den Ebenen von Crefeldt. Es kam hier den 23ten Junius zu einer Schlacht. Ferdinand zeigte dabei seine erhabenen Kriegstalente. Er ordnete drei Angriffe an, wovon jedoch zwei verfielkt waren; ein Umstand, der durch die kunstvolle Einrichtung dem Feinde verborgen blieb. Die Hauptscene war eigentlich auf dem linken Flügel der Franzosen in einem Gehölz, von dessen Besitz das Schicksal des Tages abhing. Hier commandirte der General St. Germain, der in der Hoffnung, unterstützt zu werden, sich gegen die überlegene Macht aufs tapferste vertheidigte; auch war das ganze Grenadier-Corps ihm zu Hülfe gesandt; allein diese Truppen verfehlten den Weg. Endlich drang der Erbprinz von Braunschweig mit der Infanterie ins Holz, und nach einem hartnäckigen Gefecht von drei Stunden wurde der Feind glücklich herausgetrieben. Die Französische Cavallerie verlor in dieser Schlacht einen großen Theil ihrer besten Reiter, und die Preussischen Dragoner, die durch gewisse Spottreden der Franzosen aufgebracht waren, rächten solche jetzt nachdrücklich. Die Mörten hatten in diesem Treffen nur 1500 Todte und Verwundete, die Feinde aber zählten über 7000 Mann. Der Sieger Ferdinand ging auf dem Wahlsplatz herum, betrachtete gerührt die verstümmelten Leichname, und sagte zu seinen Officieren, die ihm Glück wünschten: „Dies ist das zehnte Schauspiel dieser Art, das ich in meinem Leben sehe. Wollte Gott, daß es das letzte wäre!“

Nach der Schlacht rückte der Erbprinz mit einem Corps vorwärts, nahm Ruremonde durch Capitulation ein, und schickte streifende Parteien bis an die Thore von Brüssel. Man brandschakte in Brabant und im Bisthum Lüttich. Die Hauptfolge dieses Sieges aber war die Belagerung von Düsseldorf, wo die Franzosen ihr Haupt-Magazin hatten. Am sechsten Tage, nachdem eine große Anzahl Häuser durch Bomben und Kugeln in die Asche gelegt waren, ging die Stadt über. Die Besatzung erhielt einen freien Abzug; der ungeheure Vorrath aber von Proviant, Munition, und eine Menge Geschütz, wurden den Eroberern überlassen. Man

erschraak in Frankreich über diesen neuen Verlust; die Bastille wurde gefüllt, und Clermont zurückberufen. Der Dauphin wollte sich nun selbst an die Spitze der Armee stellen, welches jedoch nicht gestattet wurde. Man nahm indes neue Maassregeln, die Ehre der Französischen Waffen zu retten. Die Armeen wurden mit Rekruten, Bedürfnissen und mannigfaltigen Instructionen versehen. Das Commando am Rhein erhielt jetzt der erfahrene Marschall von Contades; dabei wurde dem Prinzen Soubise der Befehl zugeschiedt, mit seiner durch 6800 Mann Würtemberger verstärkten Armee, es koste was es wolle, wieder in Hessen einzubringen. Diese Provinz schien wegen Ferdinands Entfernung eine gewisse Eroberung, und zugleich ein Mittel zu seyn, die Armee der Allirten vom Rhein abzuziehn. Soubise rückte nun vor, und obgleich seine Avantgarde von der Hessischen Land-Miliz geschlagen wurde, so drang er doch mit 30,000 Mann ins Herz der Provinz ein. Der Hessische General, Prinz von Hsenburg, hatte nur 7000 Mann sie zu vertheidigen; mit diesen bezog er ein vortheilhaftes Lager zwischen Cassel und Minden. Er erkannte sein Unvermögen, mit so wenigen, zum Theil irregulären Truppen, einer großen Armee Widerstand zu thun, und wünschte daher bloß Zeit zu gewinnen, um den Erfolg der Operationen am Rhein zu erwarten. Diesem Plan gemäß wollte er sich zurückziehn. Seine Truppen aber, die jetzt von den Franzosen die verächtlichsten Begriffe hatten, wollten davon nichts hören. Er war gezwungen Stand zu halten, und so kam es zwischen ihm und den detaschirten Corps des Herzogs von Broglio, der 12,000 Mann, größtentheils Deutsche, im Französischen Sold stehende, Regimenter, gegen ihn anführte, am 2ten Julius bei dem Dorfe Sangershausen zu einem Treffen. Es war sehr hitzig. Die Hessen stritten wie Löwen, und machten fünf Stunden lang den Sieg streitig; endlich aber wichen sie der Uebermacht. Hsenburg verließ das Schlachtfeld mit einem Verlust von 1500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und fast seiner ganzen Artillerie. Dreihundert von diesen muthigen Hessen ertranken in der Fulda, da sie, um der Kriegsgefangenschaft zu entgehn, über diesen Fluß zu schwimmen versuchten. Durch den Sieg wurden die Franzosen Meister von der We-

fer, und konnten sich im Hannoverschen und Westphalen weiter ausbreiten. Das schon im vorigen Jahr so schwer heimgesuchte Hessen fühlte jetzt abermals die Geißel des Krieges. Man versuchte für das unglückliche Land zu capituliren; Contades aber trieb mit den Abgeordneten seinen Spott, und sagte, daß er ein Soldat sey, und nicht schreiben könne.

Die Engländer waren durch die Schlacht bei Crefeldt und Ferdinands Progressen am Rhein ganz für einen Landkrieg gestimmt worden, da diese Insulaner bis jetzt nur allein vom Seekriege hatten hören wollen. Die gesetzgebende Gewalt dieses Reichs sowohl als das Volk, alles wünschte die nachdrücklichsten Maasregeln, um die Franzosen zu Wasser und zu Lande zu bekämpfen. Der große Pitt hielt immer noch das Ruder des Britischen Staats in seinen gewaltigen Händen, und beherrschte die stolze Nation nach Gefallen. Durch seine alles besiegende Beredsamkeit, und durch seinen tiefdurchdringenden Geist, war er gleichsam unumschränkt im Königlichem Conseil sowohl als im Parlament. Sein Grundsatz war, eine Sache ganz zu unterlassen, oder sie mit allen Kräften auszuführen. Das Parlament bewilligte, 18,000 Mann nach Deutschland zu schicken. Wäre dieses früher geschehen, so würde sich Ferdinand jenseits des Rheins behauptet haben, auch hätte man wahrscheinlich die von den Allirten berennete Festung Wesel erobert. Allein jetzt war die Lage dieses Feldherrn kritisch. Er hatte eine Armee von 80,000 Mann unter Anführung eines erfahrenen Generals gegen sich; die Lebensmittel gingen bei seinen Truppen an zu mangeln, dabei hatte ein lange anhaltendes Regenwetter die Wege von Grund aus verdorben, und die Ufer überschwemmt. Die Marsche waren daher außerordentlich beschwerlich. Die Franzosen hatten sich der Maas versichert, und jetzt waren sie darauf bedacht, die allirte Armee vom Rhein abzuschneiden. Ferdinand wollte schlagen; Contades hingegen, seiner Vortheile sich bewußt, vermied sorgfältig ein Treffen. Indessen erforderte das bedrohte Hannover schleunige Hülfe; hiezu kam die Besorgniß für die Subsistenz der Truppen, und für die Sicherheit der Englischen Hülfsvölker, die in Nord-Deutschland landen sollten, und leicht abge schnitten werden konnten.

Diese Betrachtungen nöthigten den Deutschen Feldherrn, über den Rhein zurückzugehn; allein die Schwierigkeiten dabei waren sehr groß; der Fluß breit und stark strömend; der Feind mit einer gewaltigen Uebermacht in der Nähe und sehr wachsam. Die alliirte Armee hatte bei Rees eine Brücke über diesen Fluß geschlagen; in der Stadt war ein starkes Magazin, ein großer Geldvorrath, und ein Feld-Hospital. Zur Bedeckung sowohl der Stadt als der Brücke befand sich hier der General Imhof mit 3000 Mann. Dieser wurde nun von 10,000 Mann Franzosen unter dem Commando des Generals Chevert angegriffen. Alles war an der Behauptung dieses Postens gelegen. Die Rettung oder der Untergang der alliirten Armee hing davon ab. Ferdinand war unermüdet, Hülfe zu senden, so daß Imhof sich bloß auf seine und seiner Truppen Tapferkeit verlassen mußte. Sein Lager war durch Gräben und Hecken gedeckt. Der Feind kannte dieses Terrain nicht, das Imhof sorgfältig benutzte, und anstatt die Franzosen zu erwarten, ihnen vielmehr entgegen ging. Der Angriff war hitzig, und desto wirksamer, da man ihn von dem kleinen Corps gar nicht erwarten konnte. In einer halben Stunde Zeit war der so überlegene Feind zurückgeschlagen; er eilte nach Wesel, und ließ elf Kanonen, viel Munition, eine Menge Wagen und einige hundert Gefangene zurück. Die Franzosen flohen mit solcher Eil, daß sie unterwegs ihre Waffen von sich warfen. Auf dem Wege nach Wesel fand man über 2000 Musketen.

So unbedeutend auch dieser Vorfall in einem so blutigen thatenvollen Kriege war, so vertrat er doch hier die Stelle des größten Sieges. Denn er entschied den Besitz der großen Magazine in Rees und Emmerich, so wie der Schiffbrücke, ohne welche es Ferdinand unmöglich gewesen wäre, den Rhein zu passiren; so daß dieser vortrefliche Feldherr mit seinen braven Truppen ohne Lebensmittel, ohne Pontons, Furt ohne Hoffnung, in einen Erdwinkel eingeschlossen, ein Raub der Feinde geworden wäre. Nun aber war der glückliche Uebergang nicht mehr zweifelhaft. Der Deutsche Feldherr hinterging die Franzosen durch falsche Märsche und Stellungen, um seine Absicht zu verbergen. Der angeschwollene Rhein verursachte jedoch, daß man die Brücke bei Rees
 abbre-

abbrechen, und solche bei Briethausen schlagen mußte. Die Franzosen machten den letzten Versuch, sie durch vier Fahrzeuge von einer besondern Bauart zu vernichten, die von Wesel ausliefen; allein diese wurden durch bewaffnete Böße aufgefangen, so daß den 9ten und 10ten Julius die ganze alliirte Armee glücklich über den gewaltig strömenden und von den Feinden stark besetzten Rhein ging, ohne einen Mann zu verlieren; ein Rückzug, der noch meisterhafter als selbst der Uebergang war. Bald nachher wurde Imhof mit einem Corps den Englischen Truppen entgegen geschickt, die in Emden gelandet waren, und sich mit den Bundesgenossen ohne Hindernisse bei Ebsveld vereinigten.

Die Ankunft dieser Engländer erregte bei den Deutschen große Freude. Es waren 10,000 Soldaten, und also die erste Division von den 18,000 Mann, die das Parlament bewilligt hatte. Diese Krieger formirten ein überaus schönes Corps an Menschen und Pferden, das sich auch durch viel außerlichen Glanz auszeichnete. Ein Grenadier=Regiment hatte mit Gold und Silber reich gestickte Mützen mit dem Motto: *Nec timor, nec pavidus*. Ein Cavallerie=Regiment ritt lauter Rothschimmel; ein anderes Blauschimmel; ein drittes bloß schwarze, und ein viertes bloß Kastanienbraune Pferde, sämmtlich auserlesen und Parade=Pferden ähnlich. Außer den lasttragenden Thieren führte dies Corps über 1000 Bagagewagen mit sich.

Unter den Brittischen Truppen, die nach Deutschland kamen, befanden sich auch 2000 Bergschotten, die sich bald durch Muth und Thätigkeit den Feinden kennbar machten. Die Bergschotten, die so viel Eigenthümliches in ihren Sitten haben, sind die Bewohner der Schottischen Gebirge und der Hebridischen Inseln. Sie rühmen sich ihrer unvermischten Abkunft von den alten Caledoniern, die nie, weder von den Römern, noch von den Dänen, den Sachsen, oder den Normännern unterjocht wurden, und auch jetzt noch in einer mindern Unabhängigkeit von der Regierung, wie ihre Landsleute, leben. Ihre Sprache ist noch jetzt die alte Gälische, in welcher Ossian sang, und mit dieser Sprache hat sich auch größtentheils ihre alte Kleidung, ihre Lebensart und Sitte unverändert erhalten. Immer noch wie ehemals singt

der Bergschotte in der bemosten Hütte die Heldengeschichte seines Volks, theilt noch jezt an dem gasikreien Herde gerne sein Haferbrod mit dem unbekanntem Wanderer, hängt jezt noch nach patriarchalischer Sitte an dem Haupt seines Stammes, seinem Lehnsheerren, den er mehr als den König von England ehrt.

Diese Bergschotten sind von festem Gliederbau, sehr gelenkig, leicht zu Fuß, und bei harter Kost zu Beschwerlichkeiten jeder Art gewöhnt. Sie sind sehr tapfer und überhaupt vortrefliche Soldaten, allein Feinde einer strengen Disciplin; sie tragen keine Weinkleider, sondern an deren Stelle einen gestreiften wollenen Mantel, der um die Hüften geschlagen wird, und über die Knie herabhängt. In einem solchen Mantel gehüllt schlafen die Bergschotten ohne Zelte unter freiem Himmel, wenn sie sich nicht in die Erde graben, wozu sie eine eigene Geschicklichkeit besitzen. Ihre Habseligkeiten werden nicht so wie bei andern Kriegsvölkern in Tornisten und auf dem Rücken getragen, sondern vorne vor dem Unterleib, wo sie in einen spitzen Beutel von Seehundsfellen eingeschnürt sind. An den Füßen tragen sie Strümpfe von selbstgewirkten Zeugen, die aber nur die halben Weine bedecken, und auf dem Kopfe haben sie Mützen mit einem Federbusch geziert. Ihre Waffen sind eine Flinte mit einem Bajonet, ein paar Pistolen im Gürtel, ein großer Degen, und ein langes am Vorderkörper hangendes Messer. Ihre Feldmusik besteht in Trommeln und Dudelsäcken, welche letztere in Schottland überhaupt in Ehren gehalten werden. Zu ihren sonderbaren alten Kriegsgebräuchen gehört, daß jedes Bataillon einen Hirsch hat, der auf allen Märschen an der Spitze des ersten Haufens mitgeführt wird.

Die Bergsoldaten zeigten auch jezt in Deutschland ihre gewöhnliche Tapferkeit in mancherlei auffallenden Thaten. Unter andern überfielen sie unweit Dillenburg ein Französisches Cavallerie-Regiment; die Reiter versuchten eiligst ihre Pferde zu besteigen, allein sie wurden theils niedergehauen, theils zu Gefangenen gemacht; und nun bestiegen die Bergschotten die erbeuteten Pferde, und kamen beritten ins Hauptquartier zurück.

Ferdinand nahm jetzt, um seinen Truppen Erholung zu verschaffen, vortheilhafte Stellungen an dem Fluß Lippe, wobei er Hannover deckte. Das eroberte Düsseldorf mußte jetzt wieder verlassen werden. Die Hannoversche Besatzung verließ diese Festung, nachdem sie alle Kanonen vernagelt, und das Pulver in den Rhein geworfen hatte. Auch Cleve wurde verlassen. Beide Orter nahmen die Franzosen gleich wieder in Besiz. Hsenburg wurde an der Weser posirt, und der General Oberg mußte mit 9000 Mann Hessen decken. Oberg bezog das feste Lager bei Sondershausen, und versuchte alle Mittel, um von den Franzosen in seinen Verschanzungen angegriffen zu werden. Soubise, der ihm mit 30,000 Mann gegenüber stand, wollte dieses nicht, sondern bemühte sich, ihm in den Rücken zu kommen. Diese Besorgniß trieb Oberg aus seinem Lager. Nun wurde er am 10ten October von dem überlegenen Feind bei Lutternberg auf allen Seiten angegriffen. Das Terrain war viel zu weitläufig, um es mit so wenigen Truppen allenthalben zu vertheidigen. Die Hessen wehrten sich jedoch tapfer, und schlugen die feindliche Infanterie zurück, wurden aber in dem Augenblick des Sieges von der Französischen Cavallerie in der Flanke und im Rücken angefallen. Der Mangel an Reiterei auf Hessischer Seite vermehrte diesen Unfall, und nöthigte Oberg zum Rückzug. Die Allirten verloren dabei 1500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; nebst acht und zwanzig Kanonen.

Die Sachsen, von denen kurz zuvor ein 10,000 Mann starkes Corps zu der Französischen Armee gestoßen war, hatten an diesem Siege vielen Antheil; auch wurden in der Folge von den Franzosen wenig Vortheile erfochten, wozu diese braven Truppen nicht thätig das übrige beitrugen. Dennoch mußten sie von ihren stolzen Bundesgenossen allenthalben Dummthigkeiten dulden, und ging es übel, so legte man es ihnen zur Last. Diese Sächsischen Krieger waren größtentheils Ueberläufer von der Preussischen Armee, geborne Sachsen, die nicht wider ihren Regenten fechten wollten. Man hatte sie in zwölf Regimentern vertheilt, und jetzt standen sie in Französischem Sold. Sie führten vier und zwanzig Kanonen mit sich, ein Geschenk der Dauphine, und mit

ihrem Namen geziert. Es war ein Tribut, den diese Prinzessin ihrem bedrängten Vaterlande zollte. Ihr Bruder, der Prinz Xavier, zweiter Sohn des Königs von Polen, war Anführer dieses Corps. Dieser Prinz, von allen Talenten zum Kriege entblößt, ein schlechter Feldherr, ein schlechter Patriot, und auch als ein schlechter Regent durch seine sonderbare Landes-Administration in Sachsens Annalen ungeschicklich, brachte das ihm eigene stolze Wesen zur Armee mit, das die Sächsischen Soldaten aufregte, die voll guten Willen waren, und eine bessere Behandlung zu verdienen glaubten. Man murrte nicht allein, sondern es wurden ganz laut in Gegenwart des Prinzen Schimpfreden ausgestossen. Xavier, an einem Hofe erzogen, wo ein Asiatischer Luxus regierte, und Morgenländische Ehrfurchtsbezeugungen Sitte waren, konnte bei diesen Beleidigungen seinen Sinnen kaum trauen. Er dachte auf schreckliche Strafen. Ein Sächsischer General aber gab ihm den weisen Rath, bei dieser Volksstimme ja zu schweigen, und sein Betragen zu ändern. Er that beides, und seine Soldaten, die von seinen Kriegstalenten ihre Begriffe nicht änderten, ehrten jetzt wenigstens in ihm den Sohn ihres Königs.

Der Sieg bei Lutternberg verschaffte Soubise den Marschallstab. Er durchzog nunmehr die benachbarten Provinzen, erpreßte überall starke Brandschatungen, und drang bis an die Mauern von Hameln. Die Regierung in Hannover war in großer Unruhe, und abermals wurden das Archiv und andere Sachen von Wichtigkeit nach Stade in Sicherheit gebracht. Ferdinands Märsche und Stellungen verhinderten jedoch das weitere Vordringen der Franzosen, und die Vereinigung ihrer Armeen, die nach einigen fruchtlosen Unternehmungen die Winterquartiere bezogen. Die Haupt-Armee unter Contades stand zwischen der Maas und dem Rhein, die Truppen des Prinzen Soubise aber längs den Ufern des Rheins und des Mains. Hessen wurde ganz von ihnen geräumt. Hier nahm nun der Prinz von Hsenburg seine Winterquartiere; der Herzog Ferdinand hingegen verlegte seine Truppen in Westphalen, und nahm sein Hauptquartier in Münster.

Durch die Thätigkeit dieses großen Feldherrn wurden die Franzosen gehindert, die grausamen Befehle ihres Hofes

zu vollziehen, die nicht eines erleuchteten Volks, sondern der
 Profesen würdig waren. Man beschloß in Versailles bereits
 im Sommer, ohne Rücksicht auf Menschlichkeit, die erhal-
 tenen Vortheile aufs äußerste zu benutzen. Louvois, Minister
 Ludwigs des vierzehnten, hatte schon im vorigen Jahrhun-
 dert das barbarische Beispiel von Verheerungsbefehlen gege-
 ben, die der große Türenne in der unglücklichen Pfalz ge-
 zwungen ausführen mußte. Dies Französische Experiment,
 von den Tartaren entlehnt, und von allen Europäischen Na-
 tionen, selbst von den Franzosen, seit hundert Jahren ein-
 stimmig mit Infamie gebrandmarkt, wurde jetzt zur ewigen
 Schande dieses gesitteten Volks abermals hervorgehucht. Der
 Kriegs-Minister Belleisle schrieb an den Marschall Contades:
 „Ich weiß keine andre Quelle für unsre dringenden Bedürf-
 „nisse, als das Geld, das wir aus den feindlichen Ländern
 „ziehen. Diese müssen uns auch außer dem Gelde alles, was
 „nur zur Subsistenz gehört, verschaffen: Heu, Stroh, Hafer,
 „Brod, Korn, Vieh, Pferde, ja sogar Menschen, um unsre
 „ausländische Regimenter zu rekrutiren. Bis Ende des Sep-
 „tembers (1758) wird es nöthig seyn, eine gänzliche Wüste
 „aus allen Gegenden zu machen, die vor der Fronte des Cor-
 „dons liegen, den wir im Winter ziehen wollen, damit es
 „dem Feinde ganz unmöglich ist, sich uns zu nähern.“ In
 den folgenden Briefen an Contades waren diese Befehle noch
 bestimmter. Unter dem 5ten October hieß es: „Sie, mein
 „Herr, müssen ganz Westphalen in eine Wüste verwandeln,
 „und in den Ländern an der Lippe und in Paderborn, als
 „den fruchtbarsten Provinzen, muß alles bis auf die
 „Wurzeln in der Erde ausgerottet werden.“ —
 Ein Glück war es, daß die Französischen Kriegs-Befehls-
 haber nicht ganz genau diese grausame Vorschrift befolgten,
 obwohl sich manche auf eine Art betrugten, die hinreichend
 ihren bösen Willen anzeigte.

Die Charakteristik des vorigen Feldzugs war die außer-
 ordentliche Anzahl großer Schlachten, Treffen, und wichtiger
 Gefechte. Der jetzige zeichnete sich aus durch die vielen größ-
 tentheils aufgehobenen Belagerungen. In Schlessien und
 Sachsen wurden die Festungen Schweidnitz und Sonnenstein,
 so wie in Westphalen Minden und Düsseldorf förmlich bela-

gert und erobert; dagegen hob Friedrich die Belagerung von Olmütz auf, die Russen, die von Cüstrin und Colberg, die Oesterreicher, die von Meisse und Dresden, und die Reichsvölker die Belagerungen von Torgau und Leipzig. So hatte sich das Kriegsglück gewendet, daß in der Mitte des Decembers für die Preußen und ihre Bundesgenossen kein Feind mehr in Schlessen, in Sachsen, in Brandenburg und in Pommern, so wenig wie in Hessen und im größten Theil von Westphalen zu finden war.

S e c h s t e s B u c h .

(1759.)

Der Französische Hof hatte unter seinem neuen Minister, dem Herzog von Choiseul, der mit lebhaftem Eifer an der Fortsetzung des Krieges arbeitete, das Jahr 1758 (30sten December) mit einem neuen Allianz=Tractat beschlossen. In demselben Monat war auch zwischen England und Preußen die neue Convention zu Stande gekommen, in welcher Friedrich jährlich vier Millionen Reichsthaler Subsidiens=Gelder zugesagt wurden. Im vierten Artikel hatten sich beide verbunden, weder einen Separat=Frieden, noch ohne beiderseitige Zustimmung einen Waffenstillstand mit ihren Feinden zu machen. Frankreich brauchte nun seinen ganzen Einfluß sowohl in Petersburg, um den Haß der Kaiserin gegen den König von Preußen zu befestigen, als in Constantinopel, um dem neuen Sultan, der jetzt, zur Zeit des geendigten Waffenstillstandes mit Oesterreich, den Thron der Osmanen bestiegen hatte, das Schwert in der Scheide zu halten. Auch wurde zwischen Rußland, Schweden und Dänemark ein Bündniß geschlossen, um allen fremden Kriegs=Flotten den Durchzug im Sund zu verwehren.

Nie zog ein Krieg in Europa die Aufmerksamkeit und Theilnahme entfernter Nationen mehr auf sich, als der gegenwärtige. Es war dabei merkwürdig, daß theils die Bewunderung der Thaten Friedrichs, theils die natürliche Neigung der Menschen, bei einem ungleichen Kampf sich für den